

Josmarie, der Wildschütz : Erzählung

Autor(en): **Jegerlehner, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **192 (1913)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374497>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Josmarie, der Wildschütz.

Erzählung von J. Jegerlehner.

An einem trüben Apriltage, als eben die schneidende Guxe wieder einsetzte und über die ersten Frühlingsblumen ein feines weißes Tuch zog, klopfte ich bei dem Pfarrer, mit dem ich seit längerer Zeit befreundet bin, mit starker Faust an die Tür. Als die schwerhörige Magd auf das Bochen nicht erschien, trat ich sachte ein, schritt durch die Küche und erblickte in der Spalte der halb geöffneten Stubentür den Geistlichen, der, sein Pfeifchen schmauchend, sich über eine Zeitung beugte. Er erhob sich rasch vom Stuhl, als er meine Schritte hörte, und lud mich ein mit einem freudigen Lächeln, das über seine hellen, noch jugendlichen Züge flog, auf dem grünen, verschossenen Polster des Sofas Platz zu nehmen. Zwischen zwei alten, auf Glas gemalten Wandbildern bemerkte ich eine Sammlung schöner Jagdtrophäen, glänzend schwarze Gemshörner von allen Größen und sonderlich geformte Bleistückchen dazwischen. Als ich mich erhob, um sie näher zu betrachten, öffnete der Pfarrer eine Schublade und streckte mir ein Schächtelchen voll kleiner, übel zugerichteter Geschosse entgegen. „Das alles, der ganze Kram fand sich im Leib einer Gemse vor. Mit dem dreizehnten Schuß habe ich das Tier erlegt.“

„Was muß die Gemse, die zwölfmal angeschossen wurde, gelitten haben,“ wandte ich mich zu dem Pfarrer, den ich als kühnen Bergsteiger und gewiegten Jäger kannte.

„Ja schon, aber daran denken die Jäger nicht,“ erwiderte er. „Sehen Sie dieses Geschöß an der Wand, das hat den Josmarie in den Boden gebracht. Es sieht aus wie ein Totenschädel.“

In dem stark deformierten, von einem Bindfaden an dem Gefäßer festgehaltenen Blei, mit dem der Zufall sein Festgetriebenen, konnte man die Züge eines Totenkopfes erkennen.

„Ihr habt ihn wohl nie gesehen, den Josmarie, den größten und verwegensten Jäger unseres Landes — und wohl aller Zeiten?“

„Nein, nie,“ entgegnete ich, „aber oft von ihm gehört.“

„Vor zwei Wochen haben wir ihn in die Erde versenkt. Wenn ich manchmal Glück habe auf der Jagd, so verdanke ich es den guten Lehren, die ich aus seinen Mitteilungen zog, so knapp sie oft waren. Im Gegensatz zu den modernen Nimroden ließ er im Gespräch mit den Nachbarn von seinen Fahrten fast nie etwas verlauten, nur mich hatte er in sein Vertrauen gezogen, und grad in diesen letzten Tagen habe ich viel über sein Leben nachdenken müssen.“

Die Magd hatte zwei Gläser und eine Flasche mit goldlauterm Muskateller auf den Tisch gestellt; der mächtige, eine Ecke ausfüllende Specksteinofen spendete behagliche Wärme, draußen stöberte es wie im strengsten Winter, und da erzählte mir der Pfarrer, ganz von der Erinnerung an den selt-

samen Mann benommen, bis in den Abend hinein von Josmarie, dem Wildschützen.

„Es war an einem schönen Hochjommertag,“ hub er an, „ich war ein halbwüchsiger Bub und legte mit zwei andern Mähdern und der Pia, der Tochter des Lehrers, auf der Boralpe das Heu nieder, das im frischen Saft stand. Um das Haupt des Mädchens flatterte das rot und weiß gefärbte Kopftuch, so daß es anzusehen war, wie ein eidgenössisches Fähnlein, mit dessen Zipfeln die Brise spielt. Da schmetterte Josmarie von der steilen Fluh über uns sein Hoiidilidu herunter, daß wir alle den Kopf hoben und den festen Todler suchten. Auf einem Rasenband stand er, das wie eine dünne Schnur der braunen Wetterwand sich entlang zog, und winkte mit dem Hut. Bald darauf stieg er die Geröllhalben hinunter und stieß zu uns, als wir in die geschorene Matte uns niederließen, um den Imbiß einzunehmen.“

„Und die Gemse?“ fragte einer der Geuer.

„Sie ist mir entwischt, aber ich hole sie morgen ein,“ sagte Josmarie und strich den dünnen blonden Vollbart; dann setzte er sich zu uns und nahm an der Mahlzeit teil. Die Pia, sein Schatz, erhob sich zuerst und winkte dem Jäger, ihr zu folgen. „Ich will dir die Gemse zeigen, sie ist hier im Stadel — du hast ihr das Bein zerschossen.“

Josmarie machte ein erstauntes Gesicht. „Wie kommt die hieher?“

„Das weiß ich selber nicht,“ gab die Pia zur Antwort, „wie wir herauftamen, lag sie hier in der Scheune und leckte das Bein; es muß sie höllisch schmerzen.“

„Es ist am besten, ich schlag' das Plack grad nieder,“ sagte der Jäger, „mir gehört sie ja doch.“

Das Mädchen riß ihn zurück. „Nicht vor meinen Augen, und — und an deinen Händen klebt ja schon Gemsenblut — nein, du darfst sie nicht töten!“

„Du bist ein Narr,“ rief Josmarie unwirsch, schlug die Tür mit einem Ruck zu, schnellte die Flinte, die er draußen abgestellt hatte, über die Schultern und schritt ohne Gruß haldab. Die Pia blieb bei dem Tierchen zurück, das kläglich wimmerte, streichelte ihm das kranke Bein und legte einen Arm voll frisches Heu vor. „Er soll dich nicht töten, der grausame Mensch mit seinen blutigen Händen,“ und sie schauderte zusammen. „Morgen komme ich wieder und verbinde den Fuß! Und wenn alles wieder gut ist, so lasse ich dich laufen.“

Von nun an wichen die Pia und der Jäger sich aus. Josmarie strich häufiger denn je im Gebirge herum, um Aussicht zu halten nach dem Wildstand, und als die Lärchen gilbten, war sein Sinnen und Trachten allein nach der Höhe gerichtet.

Die Lust zum Weidwerk hatte er von seinem Vater geerbt. Schon als Schulbub schoß er in der Schützenlaube beim Wetttschießen mehrmals den „Blumen“ heraus. Als einst während der Messe

der Hühnerhabicht Ludowines gelbe Henne mit den schönen blauen Füßen holen wollte, erlegte er ihn mit dem ersten Schuß. Dessenungeachtet nahm ihn der Vater erst mit auf die Jagd, als er schon 18 Jahre zählte, und nur unbewaffnet, damit er keine Dummheiten anstelle. In dem Jagdrevier streiften sie lange umher, bis sie in einer grünen Mulde ein Rudel von acht weidenden Gemsen erblickten. Der Vater hielt dem Sohne die Flinte hin. „Nimm sie und schleich' dich heran, und wenn du geschossen hast, so steigst du auf den Grat und schwingst den Hut. Ich gehe auf die andere Seite und lege mich in's Gras.“

Lange harrete der Vater auf den Schuß, und schon glaubte er, Josmarie habe die Tiere verschreckt, als es knallte. Er wartete und blickte zum Grat hinauf, doch der junge Schütze erschien nicht. Da frachte der zweite Schuß, und nun stieg er aufwärts, um den Weideplatz zu überblicken. Da erschien der Bursche, vor Freude strahlend, mit zwei Gemsen auf dem Rücken. Er war, die Tiere hinter dem Winde umschleichend, im Schuß eines mächtigen Felsstockes bis auf Schußweite herangekrochen, hatte das schönste Tier auf's Korn gefaßt und abgedrückt. Die getroffene Gemse juckte hoch auf und stürzte tot zu Boden. Blitzschnell

fuhren die übrigen Tiere zusammen, ohne zu merken, woher das Verderben kam, während der Widerhall des Schusses in den Flügen nachdonnerte. Als das Rudel in höchster Furcht und Aufregung zusammenstand und ratlos hin- und hersprang, näherte sich eine junge Gemse, mit gestrecktem Halse rings umherpähend, dem Steinblock, hinter dem Josmarie unbeweglich lauerte. Da knallte das Rohr, und durch die Brust geschossen stürzte das Tier auf seine Mutter.

Der Vater zog die Brauen in die Höhe, als der Sohn ihm den Hergang schilderte, und meinte: „Daß du ein sicheres Auge hast, wußte ich schon lange, aber ein Pfuscher bist du, jetzt hast du es bewiesen, denn ein ganzer Jäger schießt nicht auf die säugende Ziege mit dem jungen Gitz; merk' es dir!“ Von der Stunde an ist Josmarie ein Jäger geworden, wie es keinen zweiten mehr geben wird im Gebirge. Wenn er auch im Verlaufe seines Lebens unter dem Hochwild furchtbare Ver-

heerungen angerichtet hat, seine Schüsse streckten immer nur Böcke und galte Ziegen nieder. Ueber die Hälfte seiner Jahre verbrachte er in der stillen Einsamkeit des Hochgebirges, auf verlorenen Pfaden und im Schutte der Felsmassen. Wenn die Jagd geschlossen war, lauerte er den Füchsen und stellte Dachsfallen. Wie der Sommer in den Herbst überging und die Stauden sich röteten, fand ihn die Morgensonne in den höchsten Flügen. Seine Gesundheit war unerschütterlich, sein Knochengerüst

hart wie Stahl. Sonntags besuchte er die Messe und empfahl sich vor jedem Streifzug dem Höchsten und seinem Namenspatron. Dem Pfarrer brachte er jedes Jahr eine Gemse zum Geburtstag in's Haus. Den Sommer über stieg er, wer weiß wie oft, hinauf zu dem Wieseltschuggen, von wo er sein Jagdgebiet bis in die fernsten Schlupfwinkel überblicken konnte. Hier kauerte er neben einen schattigen Granitblock, zog das Fernrohr aus der Tasche, stützte es auf den Stein und spähte in alle Ecken und Mulden seines Reviers. Er kannte in seinem Gebiete jeden Felsamm, jeden Steig, all die Bäume und Sträucher bis weit unter die Holzgrenze hinab. Die Wechsel des Wildes waren ihm so heimisch wie die Gassen seines Dorfes, und die Murreltier-

höhlen wie die Gemächer seiner Mitbürger. Hatte er auf der Jagd mit dem Spiegel ein Tier entdeckt, so war es verloren. Die verfolgte Gemse mochte sich in die Felsenlabirynthe, in eines der zahllosen, unzugänglichen Wyle flüchten, er ruhte nicht, bis sie ihm zur Beute fiel. Er kletterte in die Fyrwäng, in jene Felsenzüge, die nie zuvor eines Menschen Fuß betreten hatte, berechnete mit seiner außerordentlichen Ortskenntnis genau, wohin sich die Gemsen wenden, wo sie stehen, ruhen und weiden werden, postierte sich an einem Wechsel oder vor einer Sulz und harrete, bis sie erschienen und sich vor den Lauf stellten.

Da kam der Tag, wo die Pia Hochzeit hielt mit Fridolin, dem Schmied. Als die Glocke läutete, das hochzeitliche Paar zur großen Messe wanderte und das Jungvolf auf dem Bühl hinter der Kirche den Mörser abfeuerte, saß er finsternen Blickes vor seiner Hütte und strich, in Gedanken versunken, den Bart in zwei Zinken aus. Nach langem, düsterem



Schweigen erhob er sich jäh, schlug das Gewehr über die Schulter und stieg auf dem kürzesten Weg in die Felsen empor. Dann irrte er planlos in seinem Revier herum, ohne Richtung und Ziel, nur um sich zu bewegen und dem grollenden Zorne Luft zu machen. Wenn die Pia seine Frau geworden wäre, würde sie jetzt bei ihm in dem trauten Stübchen sitzen.

Die Sonne neigte sich schon, als er am Fuß eines gewaltigen Felsstockes Gemspuren entdeckte. Er begann die Wand zu ersteigen, arbeitete sich Stufe um Stufe höher, bis zu dem Einschnitt, wo er hoffen durfte, das Wild zu erreichen. Darob war die Nacht hereingebrochen. Ein überhängender Fels schützte ihn gegen den schneidenden Wind, und er kauerte, ohne das Essen, das er in der Tasche trug, anzurühren, unbeweglich in seinem Unterschlupf. In der dämmerigen Tiefe brannten die Lichtlein seines Dorfes. Das große helle, das die andern überstrahlte, das stand im Hause des Schmieds. Jetzt löschte es aus.

„Die Pia hätte es bei mir gut haben können,“ brummte er in verdrossener Laune. „Der Schmied, der sitzt jetzt warm, und hier ist es zum Erfrieren.“ Er konnte vor Kälte den Schlaf nicht finden und erwartete fröstelnd den Morgen.

Am Brennholz mangelte es gänzlich, denn er stand hoch über den letzten Arvenstrünken, und übrigens hätte das Feuer das Wild nur verschreckt. Um die erstarrten Glieder zu beleben, trug er Steine von einer Stelle zur andern und hüpfte hierhin und dorthin. Als endlich der heiß ersehnte Morgen dämmerte, wartete er mit Spannung auf die Gemsen, deren Fährte ihn mit neuer Hoffnung erfüllte. Nicht lange dauerte es, so erspähte er ein Grüppchen von sieben Stück, aber zu seinem Leidwesen auf einem Grasboden, der nicht zu beschleichen war. Und doch wollte er sich die Beute nicht entgehen lassen. Dort auf dem roten Felsgestein, das lotrecht in den finsternen Schlund eines Abgrundes sich senkte, zog sich, wie eine Rippe hervorstehend, ein Band, breit genug, um den Fuß darauf zu setzen. Auf dieser Nacht konnte er sich an das äsende Wild herantappen. Einen Moment noch zauderte er und sah hinunter in den Talgrund, wo die Nebelfahnen flatterten. Von dem Hause des Schmieds stieg ein Räuchlein kerzengerade in die Höhe. Die Pia stand jetzt am Herd und kochte ihrem Herzliebsten das erste Frühstück. Er drehte sich um, biß die Lippen zusammen, empfahl sich Gott und seinem Patron und trat den Gang an der schmalen Kante an. Langsam mit den Händen an dem lockeren Felsengerüste vorwärts greifend, gewann er Zoll um Zoll, Spanne um Spanne. Wenn der rechte Fuß sich fest zu stellen versuchte, schwebte der linke mit der Hälfte des Leibes frei über dem Abgrund. Schon hatte er die Mitte erreicht und näherte sich der Ecke, wo der Fels umbog. Da brach vor ihm die Gallerie zusammen und stürzte mit heftigem Gepolter in die klaffende Spalte, in der ein dumpfes Dröhnen nachhallte. Das Blut schoß ihm zu Kopfe, er haßte die Finger in das Gestein und schmiegte sich an

die Wand. Wenn die Bank, wo er stand, auch nachgab, so war er verloren. Behutsam ließ er sich auf den Bauch nieder und rutschte auf dem haltlosen Pfade zurück, eine langwierige, schauerliche Arbeit, den Blick stets in die Tiefe gerichtet. „Er will mich nicht,“ sagte er, als er wieder sicher stand, „und hinunter geh’ ich nicht.“ Noch zweimal nächtigte er unter dem Balm, der Mundvorrat war bis auf den letzten Bissen aufgezehrt, und doch wich er nicht vom Plage. Die Gemsen weideten wieder in stattlicher Zahl an der gewohnten Stelle, aber dazwischen lag die tiefe Schlucht. Da packte er die Flinte, stieg, mürrisch gesinnt, bergab, unsicher, wohin er sich wenden könnte, und schwenkte auf einmal wieder in’s Geflüste ein. Eine Gemspur gab seinen abgepannten Sinnen die neue Richtung. Mit frischer Kraft klomm er durch steile Hänge und rieselnden Schutt aufwärts, schlich sich hinter schützenden Felsen durch und erspähte weitab im Felswerk einen prächtigen Bock mit weit ausgreifenden Hörnern, der unbeweglich, mit gehobenem Haupt auf einer vorspringenden Platte stand. Alles Bergangene vergessend, stieg der Jäger höher, um den Wind abzugewinnen und sich dem ahnungslosen Tier von hinten zu nähern. Am Ziele angekommen, hob er behutsam den Kopf aus dem Versteck und spähte nach dem Blocke hinüber, doch die Gemse war fort. Ueber halt — nur hundert Schritte weiter wiegte sie sich, in die Lüfte schnobernd, auf der schmalen Kante des Felsens. Josmarie legte das Gewehr auf, der Schuß krachte, mächtig durch die Berge hallend, und der zuckende Bock lag, zwischen zwei Steinen eingeklemmt, am Rande des Abgrundes.

Die Pia erlebte ein heiliges Wunder, als sie einige Tage nach der Hochzeit neben der Hintertür ihres Hauses eine fette Gemse hängen sah. Sie stoffelte flink hinüber in die Schmiede, wo ihr Mann den Blasbalg zog. „Nein, komm’ und schau — der Josmarie, man sollt’ es nicht glauben, ein gutes Herz hat er halt doch,“ und damit packte sie den Schmied am Arm und zog ihn hinaus, damit er seine Augen auch weide an der reichen Hochzeitsgabe.

Von nun an stieg der Wildschütz auch an den kalten Tagen, wenn der Schnee glashart gefroren war, in den Bergen herum, um sich den langen Winter zu kürzen. Das Interesse für die Gemeindebedürfnisse und für die kleinen Händel im Dorfe schien er ganz verloren zu haben. Nur selten sah man ihn an den Sitzungen im Gemeindehaus, sein Wesen wurde herb und verschlossen, und wenn er den Mund öffnete, um ein kurzes Wort anzubringen, so klang es rau und bissig. Die Lust zum Jagen hatte sich zur brennenden Leidenschaft gesteigert. Oft meinte er, daß es kein größeres Wohlgefühl auf Erden geben könne, als wenn in schußgerechter Entfernung das weidende Vieh sich zur Beute stelle. Zielen und losdrücken, den getroffenen Bock empor schnellen und stürzen zu sehen, das sei der Preis für die Mühen und Gefahren, und nicht die Beute.

Fremde Jäger litt er nicht in seinem Revier. Er tat ihnen nichts zuleide, aber wußte sie dermaßen zu narren und, wenn es nötig war, zu schrecken,

daß ihnen die Luft zu seinen Bergen von selbst verging. Er bewachte sein Jagdgebiet wie ein Heiligtum, in das hineinzuublicken er nicht einmal gerne gestattete.

Eines Tages, als er im Geröll einer halb zerfallenen Klubbhütte den Murmeltieren nachspürte und sich gegen Mittag niederlegte, um etwas zu sich zu nehmen, gewährte er in der Tiefe zwei Jäger, die auf einer Steinplatte bei ihrem Mahle saßen. Sie griffen öfters zu der Batulle, die neben ihnen auf dem Stein lag, und löschten den Durst. Beim Anblick der fremden Gesellen, die es wagten, in sein Eigentum einzudringen, blitzten seine Augen auf, und jäh schwohlen die Adern an den Schläfen. Doch er meisterte den Zorn, und ein boshaftes Lächeln glitt über seine Lippen; dann nahm er die Flinte, stieg heimlich bis auf Schußweite zu den Jägern hinunter, und als der Hahn schnappte, flogen die Splitter des hölzernen Gefäßes mit dem verspritzenden Inhalt in die Luft. Die Jäger sprangen auf, erblickten den Schützen und gaben Ferjengeld.

Ein einziges Mal stieg der Landjäger, der seinen Posten im Dorf erst kürzlich bezogen hatte, dem Josmarie nach, um ihn auf der Tat zu ertappen und zu verzeigen. Am gleichen Tage noch kehrte er wieder heim, denn die Kugel des Wilderers war ihm so hart am Kopfe vorbeigepiffen, daß er ihn fortan gewähren ließ.

Und einige Jahre später trug es sich zu, daß abermals zwei Jäger in seinem Gebiete sich herumtrieben. Sie hatten in einer verlassenen Sennhütte Unterkunft bezogen und bereiteten die Mehlbrennen. Das feine Räuchlein, das über den Dachplatten wirbelte, verriet dem Josmarie ihre Anwesenheit. In hellem Zorn stieg er zu der Hütte hinab, riß den Laden zurück und streckte den Kopf durch das Loch. „Die Suppe brennt an, Kameraden,“ rief er in verhaltener Entrüstung. „Wo geht's hinaus?“

Die Jäger fuhren auf. „Ich denke, was dir erlaubt ist, wird uns auch gestattet sein. Morgen geht es auf die Jagd.“

„Ich warne euch,“ sprach Josmarie sie hart und barsch an. „Hier bin ich zu Hause, und in meinem

Gebiet dulde ich keinen andern, poß Himmelsatrament. Höre ich morgen einen Schuß, so sollt ihr auf der Strecke liegen bleiben, so wahr als ich hier bin!“ Damit schlug er den Laden zu und entfernte sich. Die Jäger legten klein bei und achteten es für klug, das Wagnis zu unterlassen und in der Morgenfrühe den Rückweg anzutreten.

So hatte der Wildschütz mit den Jahren sich sein großes Reich gesichert. In seinem Barte schimmerten die weißen Fäden, sonst verriet nichts an seiner

hohen, knochigen Gestalt, daß er die fünfzig längst überschritten hatte. Der stete zähe Kampf mit Gefahr und Not, Durst und Frost, das ewige Lauern und Passen, das Beschleichen und Täuschen des Wildes, die langen Vorbereitungen zum Schuß, das blizartige Eingreifen im günstigen Moment, alles zusammen reifte in ihm ein entschlossenes, kühnes Auftreten, wodurch er über die Größten seines Tales, die eine scheue Furcht vor ihm hinauswuchs. Auch im Dorfe wollte es niemand mit ihm verderben; man suchte ihm zu Gefallen zu leben. Lange wollte der Alpenjäger in seiner ungebrochenen Bollkraft, in seinem strotzenden Selbstbewußtsein an keinen Feind glauben, der

stärker sein könnte als er. Die Warnungen seiner Freunde schlug er mit einem ironischen Lächeln in den Wind.

Da lebte im Dorfe ein armer Trottel, der jedesmal, wenn Josmarie an ihm vorüberschritt, das aufgedunsene Gesicht verzerrte und ihm ein Schimpfwort zubrüllte. „De — des Teufels bist du — dich wird der Teufel holen!“ Der Jäger achtete des einfältigen Tölpels, der bei dem Präsidenten in Kost gegeben war, nicht. Doch einst, als er mit zwei fetten Böcken von der Jagd heimkehrte, sprang der Narr auf ihn los und hielt ihm ein Stücklein Blei vor die Nase, das sich in dem Gensviertel, den Josmarie für die Küche des Präsidenten gespendet, gefunden hatte. „Si — siehst du den Totenkopf? De — deine Kugel, sie ist ein Totenkopf,“ rief der Narr und humpelte lallend um ihn herum. Das zerrissene Geschoß war von sonderbarer Form, und die Augen des Jägers blieben lange daran haften.



„Gehst weg, du dummer Zipfel,“ herrschte er den Idioten an, so daß dieser mit einem läppischen Gebrumme auswich, aber das Blei in die Höhe haltend stets das Wort „Totenkopf“ herausstieß. Das verkrüppelte Geschoß hatte ausgesehen wie ein Totenschädel und Josmarie ging nach Hause, mit dem häßlichen Bilde vor seinen Augen. Den ganzen Abend verfolgte es ihn, und er geriet in eine Wut, er hätte den blöden Trampel niederschlagen können.

Am Nachttag trat er seinen letzten Gang in's Hochgebirge an. Die schneieude Guxe war kurz vorher über die Alpen und Wälder gezogen, und es war ein trüber Herbstmorgen mit bleifarbenen Wölkchen am Himmel. Am Fuß eines zackigen Felsstockes legte er sich auf die Lauer und erwartete die Gemsen, die hier zur Sulz kommen sollten. Der Wind pfliff eiskalt um die Ecken, und über die Paßlücken quollen feuchte Nebel. Er drückte sich fest an die kalte, steinerne Wand, die Flinte schußbereit im Arm. Plötzlich zuckte er zusammen, es polterte wie fallender Steinhagel den Hang hinunter. Josmarie vermutete Steinschlag, beugte sich vor und traute seinen Augen nicht. In langen Bogensprüngen stürzten die Gemsen, als ob ein Geist sie hegte, von der Höhe herab. Bunt durcheinander flogen sie in wunderbarer Flüchtigkeit,

wie von elastischen Federn geschneilt. Obwohl sie kaum den Boden berührten, schlug der stiebende Schnee über ihrem Rücken zusammen. Die flüchtige Gemse, welch' kühnes, herrliches Bild! Jetzt waren sie da, und jetzt schlug er an. Der Leitbock purzelte kopfüber, das Rudel stockte und erblickte das tote Tier, stuzend, wer nun die Führung übernehmen sollte. Der zweite Schuß blitzte, die Worgeiß überschlug sich, jetzt frisch geladen! Die Herde rast wie toll den Geröllhang wieder empör und macht kehrt. Dort oben, wo der Nebel schleicht, muß ein anderer Feind sie zurückschrecken, und nach der Seite ist kein Entrinnen. In reißender Schnelligkeit legt sie den Weg zum zweitenmal zurück. Er setzt den Kolben wieder an, schießt aber nicht. Die Büchse an der Wange, reißt er die Augen weit auf. Dort — dort an der grauen Felsmauer! Kalt und warm fährt es ihm über den Rücken. Die Flinte

sinkt von der Schulter, sein Blick ist immer noch an die Tafel gebannt. Groß und schrecklich grinst ihm aus der steinernen Wand die blekende Frazze des Totengerippes entgegen. Die Herde ist über eine dachjähre Felsplatte hinaus verschwunden, noch wirbeln die schneeigen Wolken, dann ist alles still und einsam wie zuvor.

Josmarie spürte den kalten Schweiß an der Stirne. Er wendete den Kopf von der Felswand weg, auf der das Gespenst immer noch stand, ließ die toten



Tiere liegen und trat schauernd den Rückweg an. Schneller, immer schneller ging sein Lauf bergab, bleich und verstört erreichte er die Heimhütte und sperrte die Tür mit dem Riegel. Am Morgen war das Entzogen noch nicht gewichen, er wagte sich nicht vor das Haus, Tage und Wochen blieb er eingeschlossen in seiner Stube. Am Jahre gealtert, die Brust eingezogen, erschien er zum erstenmal wieder an der Christmesse. Sein Blick war unruhig, vom Fieberglanz erhellet, seine Stimme zitterig. Manchmal, wenn die Wintersonne seine Hütte streifte, setzte er sich neben die Tür auf das Bänklein, die kalte Pfeife im Munde, und wenn ein Bursche sich zu ihm gesellte und den Wunsch äußerte, er möchte das Jagdglück auch einmal probieren, zog er die Schultern

noch tiefer ein, erhob warnend die Hand und wehrte ab. „Die guten Zeiten sind vorbei; der Gewinn steht in keinem Verhältnis mehr zu den Gefahren und Strapazen. Es braucht neun Jäger, um einen zu ernähren und zuletzt —“ da stockte er, an den Hemdfragen greifend, wie wenn er ihm die Kehle schnürte, und blinzelte scheu und verlegen aus den tief liegenden Augen hinauf in den schimmernden Glanz der Hochgipfel. Josmarie, der verwegene Wildschütz, fürchtete sich vor seinen Bergen.

Heute ruht er im Schatten des Glockenturmes wohlgeborgen am Fuß der mächtigen Felsriesen, auf denen er so manche Jahre hindurch sich heimisch gefühlt und als unumschränkter Gebieter gewaltet hat, wie niemand vor ihm. Da er keine Erben hinterließ, vermachte er seine Hütte dem jüngsten Sohne der Pia, der im Frühjahr Hochzeit halten und die Schmiede übernehmen wird, und seine Jagd-

trophäen, die hangen an dieser Wand. — Als der Pfarrer geendigt, stand ich sinnend am Fenster und schaute hinaus in den rieselnden Schnee, der mit der sinkenden Nacht das Tal zur Ruhe bettete.

„Die Berge machen die Menschen groß und stark,“ sagte der Pfarrer, als ich Abschied nahm, „aber

der Josmarie — Ihr kennt die „kalte Wand,“ die aus dem Weißgletscher aufragt — wenn ich des Tags hinausblicke zu den finstern Schroffen des einsamen Riesenturmes, so steht plötzlich der Wildschütz vor mir, so wetterhart, so trotzig, so gewaltig ist er gewesen.“

May und Moriz.

„Gottlob und Dank“, hat Großmutter g'seit, „'s ist wider öppis verby.“

Si hat nämli gester de Tapizierer g'ha, will ihri Chammer würkli schüüli nötig e neu Tapete g'ha hat.

Me weiß ja, was das für e Schuur ist, wä-me d'Hamperchslüt im Hus ine hat. Me-n-ist ja niene meh diheime, bis me's wider los ist. Das hat Großmutter natüerli au g'funde und hat schier nüd möge g'warte, bis da Chleisteri mit syne Brettere und Böcke Lüre hinder sich zue ta hat.

Chuum ist er zum Huus us g'sy, so hat si ag'fä puze. Es ist e chli fuur g'gange, Großmutter ist halt scho über sibezgi g'sy.

Aber g'freut isch-i ietz wider g'sy, die Chammer, Großmutter hat si fast nüd chönne satt luege dra.

Si sind aber au verwandt nett g'sy, die blaue Thornblueme Maieli uf dem gäle Hindergrund.

Großmutter hat da tanni Bode g'riblet, wie-n-e Jungi. D'Sunne hat zum Feister i g'schine und voreweg uftröchnet. Das hat dann eso en herrli frischg'wäschne G'ruch g'geh i die Chammer ine, daß Großmutter, wo si fertig g'sy ist, eifach nomal hat müese-n-ine go e Nase voll neh.

Sie ist ganz glüclli g'sy debi, wänn sie scho de Zitter g'ha hat i de Beine und ere 's Chrüz e so weh ta hat, daß si schier nüme hat chönne grad uf stah.

Sie nimmt drum 's Bismerschättli us em Chaste und wott just i d'Stufe ine, e chli go abfäze; aber chuum hat si sich mit eme bihagliche Grochs niedergla, so chneblet öpper a g'Gangtüre und wo si geht go luege, so isch-es dem Milchma sin Bueb, wo-n-en Stock Anke bringt. Da ist-ere n-ietz allerdings gar nüd g'lege cho, aber Großmutter ist halt e Frau g'sy, wo nüt uf die lang Bank g'schobe hat. Sie versorget ihres Bismerschättli wider und geht i d'Chuchi use.

E so e Schrünersfrau hat gly Füür, will si immer Hobelspöh zur Verfüegig hat. Drum ist au, chuum es Stündli spöter, da Anke-n-ase goldgäl, i zwee große-n-Ankehäse, usg'la, i der frisch puzte Chammer ine g'stande.

Großmutter ist halt e vorsichtigi Frau g'sy, sie hat denkt, i der Chammer ine sei da Anke sicherer, als i der chlyne Chuchi usse, wo de Mond alliwyl uf nidfigand stönd.

Sie hat uf jede-n-Ankehase-n-e Chelle g'leit, daß si en chönn go rüehre, bivor er chali, daß er ämel ja au schön rüzelig werdi. Dann hat si d'Anketruese z'sämmeg'scharret, und sie im-e Beckeli b'halte. E rehti Großmutter hat immer Abnehmer für e derigs. Sie hat drum nie öppis la z'Grund gah, sogar d'Panneruume vo der Milch hat si suber z'sämme g'nah, es hat amigs en g'hustige Böffel voll g'geh und 's Anna ist nu so gern derwege d'Stege-n-uf cho, cho da Böffel usschlecke.

Es und de Willy und 's Eliseli und 's Mineli und der Edy und de Herrmann händ die Großmutter gemeinsam g'ha und si ist mängsmal under dere sechsfache Diebi schier umcho.

's Anna hat aber etschide de Nidel oben-ab g'ha, erstes will es im glyche Huus g'wohnt hat und zweites will es es Waiksi g'sy ist. Die andere feufi sind aber au all Tag amal cho defür sorge, daß der Großmutter nüt grau werdi.

Grad wo-si endli e so todmüed i d'Stufe-n-ine-ist go e chli abfäze, sind de Herrmann und der Edy ag'ruckt.

Gleitig geht die guet Großmutter wider i d'Chuchi use, go jedem es Truesebrot stryche, dann hat si die Burschte-n-uf Gaß abe g'schickt, si hat welle-n-e chli Ruch ha. Sie ist nomal go im Anke rüehre und dann endli abg'fesse. 's Flügeli ist offe g'sy und uf der Feisterfimm usse händ d'Maienägeli und d'Straßburger blüeht und en füllrote Granjum hat si bis zum Flügeli use g'streckt und hat g'seh, wie Großmutter immer langsamer und langsamer lismet und schließli inuckt.

D' Bismete-n-ist ere us de Hände-n-an Bode g'falle und zwo Nadle sind zu dene lugge Masche-n-us g'rütscht.

Jetz ist 's Anna ine cho, wo's aber g'seht, daß Großmutter schlaft, hat's lislige wider welle gab, do erlickts die Bismete am Bode-n-une. Es list si uf und wo's g'seht, daß zwo Nadle drus sind, hat's denkt, Großmutter heb g'wüß welle da Strumpf uftue.

„Großmutter,“ fröget's, ganz lns, „mues i da Strumpf uf tue?“

Aber Großmutter hat 'en wunderchöne Traum g'ha und nüt vo dere Frag verstande.

's Anna hat aber keis Aug von-ere g'la und giduldig uf en Antwort g'wartet. Do hat Großmutter emale mit em Chopf g'nickt, wie-me's macht, wä-me sitzlige schlaft. G'schwind zieht 's Anna uf das hy die ander zwo Nadle au no us und fangt a das Garn ufwinde, wie wänn's-es im Tagloh hett.

Es hat da Strumpf, wo scho bald him Schlußabneh g'sy ist, z'wüschet d'Chnüü klemmt und mit innigem Wohl-bihage Gang um Gang ufzoge. Das ist en Arbet g'sy, wo-n-es für's Lebe gern ta hat.

Das krüfelet Garn hat em ebig guet g'falle und das „Werde“ und „Bergah“ ist em wunderchön vorcho.

Wo da Strumpf synt „Uflösig“ hinder sich g'ha hat, hat 's Anna die mächtig groß Chrungele-n-is Chrättli g'leit und d'Nadle dezue und ist uf Gaß abe. Es hat Großmutter nüd welle störe.

Währed-dem händ de Herrmann und der Edy hinder-em Hus ihri Truesebrot versorget.

Uf der Steiplatte sind's g'fesse, bi der Stege und händ b'Bei la drüber abe bambele und debhy dem Nachbar Chüeser zue g'lueget, wie-n-er Fässer puzt hat und wie 's Wasser wyter une zum-n-e Gumpe z'sämme g'lossen-n-ist.

Dann händ's ihri Truesehänd am Hofebode-n-abg'striche, sind mit dem Ermel über 's Mul g'fahre und händ ag'fange mit Stecklene i dem Gumpe-n-ume toorgge und mit Sand und Wasser es Mues mache. Das händ's dann, mit fach-